~Der Hausfreund~

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 4 Lemberg, am 8. Heuert (Juli) 1928



3. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Dazu fändest du hier auf Ulmenhorst Gelegenheit genug, Carmen,“ wandte er ein. „Bist du doch schon als Kind mit deiner Mutter in die Hütten der Kranken gegangen und ihnen ein guter Engel geworden.“

Ein leichter Schatten flog über Carmens Züge.

„Das wäre nicht das, was ich wünsche. Für einen tatkräftigen jungen Menschen ist die gelegentliche Ausübung eines Berufes nicht genügend, ihn voll zu befriedigen. Ich will einen Lebenszweck haben, eine Arbeit, die nicht nur körperliche, sondern auch seelische Kräfte von mir fordert — ich will einen Wirkungskreis haben, will auf eigenen Füßen stehen.“

Er sah sie verdutzt an.

„Kind — das verstehe ich nicht.“

„Das glaube ich schon,“ sagte sie, ein wenig lächelnd.

„Du mußt mir sagen, was dich auf solche Ideen gebracht hat, Carmen. Aus dir heraus hast du sie nicht. Und wenn dich zu diesem Beruf wirklich eine ausgesprochene Neigung hingezogen hätte, so mußte, meiner Ansicht nach, ein äußerer Anlaß hinzugekommen sein, der ihn dich praktisch ausüben und betätigen ließ.“

Ein feines Rot huschte über Carmens Wangen. Sie zögerte einige Sekunden, ehe sie antwortete:

„Darin hast du nicht ganz unrecht, Edgar, und ich meine auch, du müßtest diesen Anlaß leicht selbst erraten können.“

„Keine Ahnung, Carmen — ich kenne absolut keinen stichhaltigen Grund.“

„Du weißt doch,“ sagte sie, „daß wir nach Papas plötzlichem Tode so ziemlich vor dem Nichts standen. Außer dem Majorat, das Clemens bekam, blieb so gut wie nichts für uns übrig.“

„Aber zum Teufel,“ fiel er ein, „Clemens heiratete doch bald darauf so reich!“

„Eben — darum. Meinst du, daß ich von der Gnade meiner Schwägerin abhängen möchte?“

„Kind, Kind!“ Er war ganz konsterniert. „So trieb dein Stolz dich in den schweren, entsagungsreichen Beruf hinein?“

„Nein — ich folgte dem inneren Antriebe — wie ich dir schon einmal sagte. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit macht mich froh und glücklich.“

„Und deine Mutter und Clemens billigten dein Vorhaben?“

„Clemens war ungehalten und nannte mich hochmütig und überstolz. Aber er kann nicht verlangen, daß ich das wahrhaft fürstliche Taschengeld, das er mir anbot, annehmen würde.“

„Meine Mutter gab mich zwar ungern her, aber sie versteht es besser, sich in mich hineinzuversetzen und meine Gründe zu würdigen. Sie selbst erhält nach dem Testament des Vaters eine jährliche Rente aus den Einkünften des Gutes von Clemens ausgezahlt, und einige Zimmer gehören ihr bis zu ihrem Tode zu eigen. Das ist ihr Recht, sie genießt keine Gnade. Und sie würde auch gern mit mir teilen, aber ich will nicht, daß sie sich um meinetwillen Einschränkungen auferlegt. Was soll ich hier auch tatenlos im Schloß sitzen? Ich fühle mich überflüssig hier.“

„Du stehst nicht gut mit deiner Schwägerin?“ fragte Edgar dazwischen.

„Doch,“ erwiderte sie. „Emy ist stets gütig und freundlich zu mir — ich kann mich nicht beklagen. Aber sie ist in anderen Kreisen groß geworden, hat andere Anschauungen vom Leben, als ich — wir passen nicht recht zusammen, wenigstens für die Dauer nicht. Außerdem ist sie als Kind des Reichtums sehr verwöhnt und anspruchsvoll, will überall die erste sein und über alle herrschen. Und siehst du — beherrschen lasse ich mich nicht. Es würde ein Kampf um die Rechte und Pflichten der Familie zwischen uns entbrennen, und das darf ich Clemens nicht antun. Es ist nicht gut, wenn ein Dritter in einer jungen Ehe lebt. Darum gehe ich lieber. Das Gefühl der Abhängigkeit von meiner Schwägerin würde ich auch nie los werden, es würde mich erdrücken. Vielleicht bin ich wirklich hochmütig und stolz, aber ich kann mir nicht helfen.“

„Hm,“ machte Edgar nachdenklich, „das sind allerdings ernstere Gründe, als ich annehmen konnte. Ich glaubte, du wärest nur einer Laune gefolgt. Aber hätte sich nicht ein anderer Ausweg finden lassen? Ich meine, die schöne junge Gräfin Sigmar brauchte doch nicht gerade Krankenpflegerin zu werden, um — —“

„Hältst du diesen Beruf etwa nicht für standesgemäß?“ fiel sie ihm ins Wort.

„Das schon,“ beschwichtigte er, „aber du hättest doch genug Gelegenheit, dich — zu verheiraten.“

Jetzt lachte Carmen so hell und lustig auf, als ob sie sich nie mit ernsteren Lebensfragen beschäftigt hätte.

„Daß ihr Männer doch immer nur diesen einen Ausweg für uns Frauen kennt! Du bist genau so wie Clemens, der es mir schon vorhielt, daß es gescheiter gewesen wäre, wenn ich geheiratet hätte. Ja, aber lieber Himmel, bedenkt ihr denn nicht, daß zum Heiraten zwei gehören. Selbst wenn ich wollte — die arme Komtesse ist kein begehrter Artikel.“

„Carmen!“ rief er, ein wenig verdutzt über ihre letzte Aeußerung, „du wirst von allen Seiten umworben, du weißt es recht gut. Du brauchst nur zu wählen.“

„Ach ja,“ lachte sie leichtherzig und spöttisch auf, „mir wird die Wahl schwer.“

„Weil die Zahl deiner Verehrer zu groß ist?“ fragte er mit flammendem Blick.

„Nicht darum —, sondern weil ich erstens ein zu kühles Herz habe — —“

„Das scheint so,“ warf er resigniert dazwischen.

„Und zweitens,“ fuhr sie fort, „weil man nur mit mir flirtet, ohne es ernst zu meinen.“

„Carmen — —“

„Lieber Edgar, ich kann mir doch darüber keine Illusionen machen,“ schnitt sie ihm das Wort ab.

„So willst du nur nicht sehen,“ sagte er jetzt mit einem leidenschaftlichen Aufblitz seiner schönen Augen. „Carmen, du weißt, daß du geliebt wirst, daß du — —“

„Männer lieben nicht, sie sind höchstens verliebt,“ fiel sie lachend ein, gab ihrem Rosse die Sporen und sprengte davon.

Graf Laßwitz jagte ihr nach, halb unmutig, halb von ihrem Uebermut gefangen genommen.

Erst vor der Rampe des Schlosses machte Carmen halt, und eh noch ein herbeigeeilter Reitknecht ihr beim Absteigen behilflich sein konnte, war Graf Laßwitz vom Pferde gesprungen und leistete ihr diesen Ritterdienst.

Gemeinsam betraten sie das Schloß.

Auf der Treppe begegnete ihnen Carmens Bruder, Graf Clemens Sigmar, Majoratsherr von Ulmenhorst. Die Vettern schüttelten sich die Hände und Laßwitz erzählte, daß er Carmen getroffen habe, und daß sie gemeinsam hierhergeritten wären.

Clemens warf einen forschenden Blick auf seine Schwester, aber in dem Halbdunkel des Treppenhauses konnte er ihre Züge nicht deutlich erkennen.

„Selbstverständlich bist du zu Mittag unser Gast, Edgar," sagte er.

Der Graf nahm mit Dank an; er schien die Einladung erwartet zu haben.

Carmen benutzte die Gelegenheit, überließ die beiden Männer sich selbst und eilte in ihr Zimmer, um die Reittoilette mit einem geeigneten Hauskleid zu vertauschen. Erst bei der Mittagstafel sahen sie sich wieder.

Sie saß neben dem Vetter, ihr gegenüber das junge Ehepaar, und am oberen Ende der Tafel, gewissermaßen die Spitze bildend, die Mutter.

Gräfin Sigmar, eine vornehme, noch immer schöne Fünfzigerin, auf deren dunkelblondem, welligem Scheitel noch kein graues Haar sichtbar war, sah ihrer schönen Tochter so ähnlich, daß man sie für deren ältere Schwester hätte halten können.

Die Unterhaltung war, wie immer, wenn Edgar Laßwitz zu Gast war — ein in letzter Zeit häufig vorkommender Fall — sehr lebhaft. Laßwitz war ein ausgezeichneter Gesellschafter, der jedes Gespräch zu beherrschen wußte.

Niemand war darüber im Zweifel, welcher Magnet ihn so oft nach Ulmenhorst zog, und mit Spannung auf der einen, mit mütterlicher Fürsorge auf der anderen Seite beobachtete man die Entwicklung der Dinge und begünstigte sie. Dadurch wäre Carmen nicht allein von ihren „überspannten Ideen", wie der Bruder es nannte, abgekommen, sondern auch glänzend versorgt gewesen. Laßwitz galt für einen der reichsten Großgrundbesitzer der Umgegend.

Besonders Gräfin Emy, die, wie alle jung verheirateten Frauen, gern Heiratspläne für andere schmiedete, verfolgte diesen Plan mit Eifer und Interesse. Oft tauschte sie mit ihrem Gatten bezeichnende Blicke aus, wenn Carmen sich mit ihrem Vetter neckte und in allerhand lustige Wortplänkeleien einließ. Sie dachte an das alte Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich." Heute gar, nach dem gemeinsamen Spazierritt forschte sie ganz besonders stark in den Zügen ihrer Schwägerin, aber sie konnte nichts entdecken, was auf ein tieferes Einvernehmen zwischen beiden schließen ließ. Carmen gab sich so unbefangen heiter wie sonst. Also schien die Sache noch gar nicht reif zu sein. Sie fing nachgerade an, ungeduldig zu werden, denn Carmen war bereits seit drei Wochen auf Ulmenhorst, und der Vetter kam fast täglich von Frankenstein herübergeritten. Warum zögerte Carmen eigentlich? Sie müßte doch mit beiden Händen zugreifen, wenn sich ihr eine so glänzende Partie bot. Es gab nicht viele Männer, die sich den Luxus einer armen Frau gestatten konnten. Edgar konnte es und schien auch bis über beide Ohren verliebt in seine schöne Kusine. Wozu also das Hinhalten? Sie begriff es nicht. Carmen konnte doch unmöglich ihr Leben lang Krankenpflegerin bleiben wollen!

Sie ärgerte sich auch, als Carmen sich nach Tisch verabschiedete und sich, wie gewohnt, mit ihrer Mutter zurückzog. Dem Besuch des Vetters, der doch zumeist ihr galt, hätte sie dieses Stündchen wohl opfern können.

Edgar Laßwitz verriet seine Verstimmung darüber nicht. Er rauchte mit dem Vetter noch eine Zigarre bei einer Tasse starken Mokkas und verabschiedete sich darauf.

Sein Gut lag etwa zwei Stunden von Ulmenhorst entfernt, und fast täglich machte er diesen Ritt, seitdem Carmen nach Ulmenhorst zurückgekehrt war. Er hatte einen guten Verwalter, der die Bewirtschaftung des Gutes besser verstand als er selbst, und bis zum Tode seines Vaters hatte er von der Landwirtschaft nicht viel wissen wollen, sondern hatte das Leben eines flotten Offiziers in Berlin geführt. Mochte es also einmal ohne ihn gehen! Seine Leidenschaft für die schöne Kusine überwog bei weitem seine gutsherrlichen Interessen.

Wie berückend schön das Mädel geworden war, seit er sie zuletzt gesehen hatte! Es mochten wohl drei Jahre her sein, daß er seinen Urlaub anderweitig, als auf dem väterlichen Gut verbrachte. Er hatte sich ein wenig die Welt angesehen, war auf Reisen gegangen. Als er kaum von seinem letzten einjährigen Urlaub, den er zu einer Vergnügungsreise in die neue Welt benutzt hatte, nach Berlin zurückgekehrt war, starb sein Vater, und er mußte als Majoratsherr von Frankenstein die Bewirtschaftung des väterlichen Erbes übernehmen. Es war ihm zuerst hart angekommen; der verwöhnte Lebemann vermißte Zerstreuung.

Bei den Verwandten auf Ulmenhorst — der Vetter hatte kurz zuvor geheiratet — fand er nicht viel Abwechslung. Ein junges Ehepaar hatte für ihn stets etwas Anödendes, Langweiliges. Die Kusine hatte aber bereits ihren Pflegerinnenkurs in Berlin begonnen.

Nun war sie zurückgekehrt, und er, der sie früher nur flüchtig, wenn er auf Urlaub gekommen war, gesehen hatte, war frappiert von ihrer Schönheit, von dem prickelnden Reiz ihres Wesens, ihrer strahlenden Heiterkeit, ihrem betörenden Lachen. Der blasierte, zynische und verwöhnte Weltenbummler, der in den Frauen bisher nur einen Zeitvertreib gesehen hatte, fühlte sein frostiges Herz glühen, und aller Spott über sich selbst half ihm nicht darüber hinweg. Zudem reizte es ihn, daß sie ihn nicht ernst nahm, an seine Liebe nicht glaubte. Er wußte wohl, daß man Frauen wie Carmen heiraten mußte, wenn man sie besitzen wollte. Er hatte bis jetzt zum Heiraten keine Lust verspürt, denn seine Freiheit war ihm lieber gewesen. Doch, um Carmen zu gewinnen, hätte er gern auch die Freiheit geopfert. Heiraten mußte er ohnehin, um einen Erben für das Majorat zu haben. Er hatte bisher immer mit gelindem Schauder daran gedacht. Jetzt aber drängte es ihn plötzlich mit Leidenschaft danach. Eine Ehe mit Carmen schien ihm ein Paradies. Wenn er nur erst ihrer Liebe sicher wäre! Eher wollte er nicht um sie anhalten. Einen Korb geben würde sie ihm nicht. Dazu war sie zu klug, aber er wollte auch ihre Liebe, er, der die Liebe der Frauen bisher sehr gering eingeschätzt und sie als geziemenden Tribut für sich in Anspruch genommen hatte. Oft schien es ihm, als wenn sie ihm ihre Gefühle in herbem Mädchenstolz nur verbergen wollte. Auch darin war sie anders als ihre Geschlechtsgenossinnen, die er kennen gelernt hatte. Dann brachte ihn ihr Uebermut und Spott wieder zum Wanken. Für sentimentale Empfindungen war sie zu gesund und lebenslustig, aber sie schien auch leichtherzig. Sie spielte, kokettierte mit ihm — wich ihm aus, sobald er nur Andeutungen machte. Einmal aber sollte sie Farbe bekennen. Es hieß nur, den rechten Zeitpunkt dafür wählen und Geduld haben. Geduld kam dem in dieser Beziehung Verwöhnten herzlich schwer an, aber er fühlte sich seines Sieges sicher, wenn er auch etwas länger als sonst darauf warten mußte.

Während er sich mit solchen Gedanken auf seinem Heimritt beschäftigte, saß Carmen mit ihrer Mutter in dem großen Erkerzimmer, das dieser, wie noch mehrere Zimmer des Schlosses, zu eigen gehörte. Von den Fenstern hatte man einen schönen Blick auf den Park und den dahinter aufsteigenden Nadelwald.

Es war ein gemütliches Plauderstündchen, das Mutter und Tochter hier täglich nach Tisch zu halten pflegten, und Carmen mochte es nicht um die ihr sonst angenehme und sie erheiternde Gesellschaft des Vetters opfern. Sie glaubte auch, ihm genug Zeit gewidmet zu haben, zumal er oft nach Ulmenhorst kam.

Nun saßen Mutter und Tochter hier wie zwei Freundinnen, Gedanken und Erlebnisse austauschend. Carmens einjährige Abwesenheit von Ulmenhorst, ihre mannigfachen Eindrücke und Erlebnisse in ihrem Beruf, gaben Stoff in Hülle und Fülle.

Der Eintritt des Dieners, der um diese Zeit die nachmittags eingegangenen Postsachen zu bringen hatte, unterbrach das Gespräch.

Es waren zwei Briefe, je einer an Mutter und Tochter.

Während Gräfin Sigmar schon beim Lesen ihres Briefes war, öffnete Carmen den ihrigen.

Schnell überflog sie die Zeilen und stieß dann einen Freudenruf aus.

„Was ist denn, Carmen?" fragte die Gräfin, von ihrer Lektüre aufsehend.

„Denke dir nur, Mutti, man bietet mir eine Stelle als Schwester in einem Sanatorium in Lugano an."

Das Rot freudigster Erregung brannte auf ihren Wangen.

„Oh," machte die Mutter erschrocken. „So bald schon? Ich hoffte, dich noch eine Weile hier behalten zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Schlimmer noch als heimatlos zu sein, ist: in der Heimat kein Daheim haben.

*

Die Probe jedes Erlebnisses ist die Erinnerung, die es hinterläßt.

Bunte Chronik

Achtung, Achtung! Der Bild-Rundfunk kommt!

Versuche schon im Gange, aber noch nicht ganz zufriedenstellend.

Berlin. Die deutsche Reichsrundfunkgesellschaft macht gegenwärtig zusammen mit dem Reichspostzentralamt Versuche, die die Einführung des Bildrundfunks zum Ziele haben. Diese Versuche befinden sich schon seit längerer Zeit im Gange und werden mit den verschiedensten Systemen durchgeführt. Dabei kommen jedoch insbesondere drei Verfahren in Betracht. Dies sind einmal das System des Professors Korn, der mit dem großen Industrieunternehmen von Lorentz zusammenarbeitet, ferner das Verfahren von Professor Karolus in Leipzig, dessen Arbeit vor allem bei Telefunken Unterstützung findet, und endlich das Bildfunksystem des Engländers Otto Fulton. Die bisherigen Versuche sind noch nicht derart gewesen, daß sie die Reichsrundfunkgesellschaft und die Reichspost befriedigt hätten. Es ist nicht richtig, daß — wie von anderer Seite gesagt worden ist — das System Fulton bei den Experimenten irgend eine besondere Rolle gespielt hätte. Man hat es lediglich ebenso ausprobiert, wie verschiedene andere Verfahren. Da sich alle Versuche mit dem Bilderrundfunk gegenwärtig noch im Versuchsstadium befinden, läßt sich auch noch nicht sagen, wann es möglich sein wird, den Bilderrundfunk einzuführen.

Daß der Bildrundfunk aber in absehbarer Zeit zur Einführung in den regelmäßigen Sendebetrieb kommen wird, ist sicher. Nach dem gegenwärtigen Stande der Technik und den Plänen der zuständigen Stellen wird es sich aber vorerst nicht darum handeln können, einen Bildrundfunk einzurichten, der etwa dem erstrebten Fernkino gleichkommt. Dieses Fernkino würde eine bewegliche Widergabe von Vorgängen bedeuten, die sich an anderen entfernten Orten abspielen. So weit werden wir fürs erste nicht sein. Der Bildfunk würde anfangs zur Unterstützung und Begleitung der Vorträge in Frage kommen. Die praktische Durchführung dieses Bildrundfunks würde sich dann etwa in folgender Weise gestalten: Jeder der Hörer, der an dem Bildrundfunk angeschlossen ist, muß sich eine entsprechende Aufnahmeapparatur anschaffen. Diese ist so wie die gegenwärtig bereits bekannte gebaut. Dabei muß um eine zylindrische Rolle ein Papier gelegt werden, auf dem dann das Bild durch einen Taster aufgezeichnet wird. Wenn dann z. B. ein Redner Vorträge über irgendwelche Kunstgegenstände hält, so würde zum besseren Verständnis des Themas gleichzeitig die bildliche Darstellung der in dem Vortrage behandelten Dinge durch Rundfunk weitergegeben werden. Das Gleiche wäre selbstverständlich auch auf anderen Gebieten, wie z. B. bei den Taten hervorragender Männer, möglich. Vor allem würde dieser Bildrundfunk Unterrichtszwecken zugute kommen. Die Uebertragung beweglicher Bilder, die bei aktuellen Ereignissen aufgenommen werden, dürfte wohl nicht zur Einführung kommen, da die technischen Grundlagen noch nicht weit genug gediehen sind.

Sie wollen die Tropen abkühlen

Das Projekt zweier Ingenieure.

Immer kühner, immer vermessener versteigt sich der Menschen Wille und Verlangen zu Eingriffen in das ureigenste Bereich des Kosmos und der Natur. Menschengeist reckt sich auf gegen den mystischen Riesen und droht —: und ich bezwinge dich doch! — Schon spielt die Phantasie mit der Weltraumfahrt, sieht Herr Meyer und Fräulein Schulz sich, in letzten Chic gekleidet, in die Urweltkrater des Mondes starren —: „... überwältigen ... sensationell... endlich mal was anderes..." Jetzt auch bewegt die Welt ein anderer riesenhafter Plan, der nichts mehr und nichts weniger bezweckt, als — die künstliche Abkühlung tropischer Temperaturen! Das Projekt geht von Frankreich aus. Zur Zeit liegt der französischen Akademie der Wissenschaften ein Memorandum vor, das in allen Einzelheiten den Stoff behandelt und die Verwirklichung dieser auf den ersten Blick utopischen Angelegenheit frappierend einleuchtend macht. Soweit verlautet, soll sich der Plan tatsächlich schon mit den heutigen Mitteln der Technik durchführen lassen und — was nicht minder wichtig ist — alsbald auch rentieren. Zwei Ingenieure, Claude und Boucherot, sind die Väter dieser Idee. Sie sind darauf gekommen anläßlich einer gemeinsamen Erfindung, die sie schon vor einiger Zeit tätigen konnten. Sie erfanden nämlich einen Apparat zur Erzeugung von Elektrizität aus dem Meerwasser, und zwar basierte die Erfindung auf der Ausnutzung der Temperaturunterschiede, wie sie herrschen zwischen den Wassern der Tiefe und der Meeresoberfläche. Ihr neuer Gedankengang ist folgender:

Die Ozeane bergen in ihren Tiefen unterschiedlos gewaltige Wassermengen, deren Temperatur sich ungefähr um den Nullpunkt herum bewegt. Und zwar herrschen in den Tiefen diese Temperaturen gleichmäßig, sowohl in den Polargegenden wie in den Regionen der tropischsten Hitze. Die Sonne kann ja nur bis zu einer relativ geringen Tiefe das Wasser durchdringen. Auf die Regionen unterhalb dieser Grenze hat sie keinen Einfluß mehr. Es ist überdies durch genaue Messungen längst erwiesen, daß selbst am Aequator das Wasser des Ozeans in einer Tiefe von tausend Metern nur noch fünf Grad Wärme aufweist. Man braucht also nur dieses Kaltwasser aus seinen Tiefen an die Oberfläche zu bringen, um die tropischen Temperaturen auf ein Maß durchschnittlicher mitteleuropäischer Wärme zu regulieren; zumindest müßte es so gelingen, Regionen, die infolge ihrer übergroßen Hitze gar nicht oder nur spärlich besiedelt werden können endlich der Kulturmenschheit zu Wohnsitzen nutzbar zu machen.

Das ist die Idee der beiden Franzosen. Das Hauptproblem war hierbei das, wie man die Wassermengen aus etwa tausend Meter Tiefe fortlaufend an die Oberfläche bringen könnte. Dieses Problems Lösung liegt in dem besagten Vorschlag an die Akademie der Wissenschaften und an die französischen Regierungsstellen bis in alle Details ausgearbeitet vor. Und zwar denken die beiden Ingenieure an gewaltige Kühlanlagen. Die Leitungsrohre müßten aus kalifornischem Holz, und zwar aus dem Seguobaume, hergestellt sein, dem das salzige Meerwasser nichts anhaben kann, und das selbst dem ungeheuren Druck, den es in den Meerestiefen aushalten müßte, bei geeigneter Konstruktionsweise aushalten würde.

Die Erfinder schlagen vor, nach ihren Plänen zunächst einmal eine solche Leitung von vielleicht einem Kilometer Länge und von vier Metern Durchmesser zu konstruieren. Sie versichern, daß eine solche Anlage nicht mehr denn drei Millionen französischer Franken kosten und sich in nächster Zukunft schon vielfältig auszahlen würde. Durch eine derartige Leitung könnte bereits soviel Kaltwasser zu einem beliebigen tropischen Ort geführt werden, daß seine Abkühlungswirkung ungefähr der Wirkung von zweihundert Waggons Eis gleichkäme. Und das würde bereits genügen, um verblüffende Erfolge in der Reduzierung der besiedlungshemmenden tropischen Temperatur herbeizuführen. Eine solche Leitung würde nämlich im Jahre ungefähr die Abkühlung von 40 Millionen Tonnen Eis leisten — was übrigens zahlenmäßig der Gesamtmenge der amerikanischen Eisproduktion gleichkäme. Die Aeußerungen der in Frage kommenden französischen Stellen, denen das Projekt zur Verwirklichung unterbreitet wurde, steht noch aus. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß in absehbarer Zeit das vor kurzem noch unmöglich scheinende Werk wenigstens in kleinem Ausmaß versucht wird.

Künftig Personen-Flugverkehr in 7500 Meter Höhe

In den Dessauer Junkerswerken geht der erste Schritt zur planmäßigen Höherlegung des Personalluftverkehrs seiner Vollendung entgegen. Es handelt sich um die Fertigstellung des Junkers-L-55-Motors, der unter irdischen Verhältnissen eine Spitzenleistung von 550 PS. hat. Durch eine neuartige Kompresserkonstruktion ist es möglich, den in größere Höhen knapp werdenden Sauerstoff auf künstlichem Wege aus mitgenommenen Vorräten in die Motorzündung einzuspritzen. Die Versuche haben ergeben, daß in etwa 6000 Metern Höhe die Leistungsfähigkeit des Motors nur um 50 PS. sinkt. Die verminderte Leistung wird mehr als wettgemacht durch die besseren atmosphärischen Bedingungen in den größeren Höhen. In den Höhen von 6000 Metern Seehöhe ab sind die irdischen Wetter bis zu 85 Prozent überwunden. Mit 7500 Metern liegt der gefürchtete Erdnebel unter dem Flugzeug. Der heutige Personenverkehr erreicht bei fahrplanmäßiger Ueberfliegung der Hochgebirge, wie zum Beispiel auf den Alpenlinien oder auf den südamerikanischen Strecken in Bolivien eine größte Höhe von etwa 4000 Metern Seehöhe, die jedoch wegen der Höhe der Berge nur einer Erdhöhe von 500 bis 1000 Metern entspricht. Mit dem neuen Junkers-Motor werden also für den Personenverkehr Höhen erschlossen, die bisher nur in Rekordleistungen, nicht aber in regelmäßigem Dienst erreicht sind und die fast frei sind von der luftverkehrshemmenden irdischen Wetterlage.

Dieser erste deutsche Motor für Höhenverkehr an der Grenze der Stratosphäre wird erstmalig verwendet in dem neuen, gleichfalls der Vollendung entgegensehenden Junkers-Großflugzeug G. 35, das das größte deutsche Flugzeug wird und mit der Besatzung annähernd 50 Personen faßt. Die Stirnfläche der Flügel hat eine Durchschnittshöhe von der Größe der heutigen Flugkabinen. Das Flugzeug ist ganz aus Duraluminium. Es wird

Spezialeinrichtungen für den Höhenflug bekommen, über deren Einzelheiten jedoch vorläufig Stillschweigen bewahrt wird. In dieses Flugzeug werden vier Motore der neuen Type Junkers L. 55 eingebaut, jede Tragfläche bekommt zwei Motore aufgesetzt. An der Stirnseite des Rumpfes, wo bisher bei den Junkersflugzeugen der Hauptmotor saß, ist ein Rundbau mit Sichtfenstern für den Führerstand, die sogenannte „Kanzel“. Das Flugzeug ist wie alle Junkersmaschinen ein Tiefdecker. Die ersten Versuche dieser Riesenmaschine mit der neuartigen Motortype für Höhenflug werden gegen Ende Oktober dieses Jahres auf dem Dessauer Flugfelde vor sich gehen. Wie bereits vor kurzem gemeldet wurde, ist die Deutsche Forschungsanstalt für Luftfahrt zwecks Verständigung über die Höhenforschung mit der Junkers-Forschungsanstalt in Dessau in Verbindung getreten. Die Verbindung ist zur Zeit noch sehr lose und besteht vorerst in der gegenseitigen Prüfung von wissenschaftlichem Erfahrungsmaterial. Die Versuche mit dem neuen Junkershöhenflugzeug werden die Basis für die eventuelle gemeinsame Forschung der beiden wissenschaftlichen Anstalten bilden. Die Forschungen sollen sich allmählich von der Höhenlage 7500 bis 14 000 Metern steigern.

Eine unglaubliche Köpenickiade

Ein unglaublicher Fall, der die Tat des seligen Hauptmanns von Köpenick in den Schatten stellt, hat sich dieser Tage in Warschau abgespielt.

Im Landwirtschaftsministerium in der Senatorska 15 erschien ein Herr mit einer Mappe unter dem Arme, der sich den Portiers als Inspektor der staatlichen Forsten des Kreises Lubomla in Wolhynien ausgab und erklärte, er habe vorübergehend in Warschau zu amtieren. Die hilfsbeflissenen Amtsdiener spritzten amtseifrig herbei und richteten dem Herrn Inspektor, dem man leider kein eigenes Büro zur Verfügung stellen konnte, für seine „vorübergehende“ Tätigkeit ein Büro in der poczekalnia (Warteraum) ein. Man stellte hier einen Tisch auf, setzte davor einen Stuhl, schleifte sogar irgendwoher eine Schreibmaschine herbei, und das Büro war fertig.

Der Pan radca hatte natürlich furchtbar viel zu tun, tippte den ganzen Tag Briefe und zwar eigenartigerweise in höchsteigener Person, drückte darauf seine eigenen Stempel und expedierte sie. Manchmal gelang es einem neugierigen Amtsdiener, heimlich einen Blick in die Korrespondenz des Herrn Rats zu werfen und man las ehrfurchtserbebend und an das eigene Los denkend, daß er irgend einem Forstbeamten in Wolhynien eine Belobigung ausgesprochen hatte, daß er mit gleicher Post aber einem anderen Beamten „eins schwer reinwürgte“ und daß er sogar einen weiteren Beamten, wie es beispielsweise dem Beamten Lukaszewicz passierte, des Amtes enthob.

Weiß der Kuckuck, wie es geschah, eines Tages lief durch Warschau die Parole, daß im Landwirtschaftsministerium ein Inspektor vorübergehend amtiere und ein neues Personal für die wolhynischen Waldungen zusammenstelle. In Massen strömten arbeitslose Interessenten herbei, die nach einem Obolus beim Portier zum Herrn radca geführt wurden. Dieser prüfte die Gesuche und Zeugnisse und kam bisweilen sogar aus seiner Ruhe, wenn die Stempelmarken in Höhe von 4 Zloty fehlten. Wie beim Wunderdoktor Schäfer Ast kamen die Klienten sogar aus der fernsten Provinz an, um die Hilfe des Herrn radca in Anspruch zu nehmen. Jeder mußte zugeben, daß er sein Amt gut ausführte, die Gesuchsteller in kürzester Zeit benachrichtigte, und ihnen die Dokumente zurückschickte; dies sogar, damit durch die Post nichts verloren gehe, durch die Polizei. Er ging hierbei ans Telephon, ließ sich mit einem Kommissariat verbinden, erklärte: „Tu mówi radca Osłowski“ (Hier spricht der Rat Osłowski) und schon war im Handumdrehen ein vor ihm strammstehender Schutzmann da, dem er die Korrespondenz zur persönlichen Aushändigung an den Adressanten übergab. Eines Tages erschien auf Anruf der posterunkowy des 12. Kommissariats, Dronzek. Diesem fiel es nun auf, was wochenlang niemand im Ministerium bemerkt hatte, daß der Herr radca erstens ausgerechnet in der poczekalnia amtiere, zweitens, daß er, der radca, seine Briefe selber tippe und drittens, daß er die Post durch die Polizei expediere. Nachdem der Polizeibeamte vom Herrn Rat einen Brief für einen Herrn Stanislaw Sikorski (Dluga 23) in Empfang genommen hatte, ging er zum Kommissar, dem er seine Bedenken unterbreitete. Diesem kam der Fall nicht ganz koscher vor und man begab sich zum Landwirtschaftsministerium, wo man am Montag den Herrn radca trotz aller entrüsteten Proteste verhaftete, da er sich weder als Forstrat noch als Inspektor zum Erstaunen aller einst so diensteifrigen Amtsdiener ausweisen konnte. Der Verhaftete entpuppte sich nun als ein gewisser Teodor Kalksztayn-Osłowski (Warschau, Dluga 50), der vor 2 Monaten aus seiner Stellung als simpler Waldläufer in der Försterei Lubomla entlassen wurde. Er ist Epileptiker mit leichter Geistesstörung, hat es aber trotz letzterer glänzend verstanden, zwei Wochen lang sogar im Ministerium die Welt an der Nase herumzuführen.

Sic transit gloria . . .

Eine erschütternde Tragödie wurde vor einigen Tagen vor einem Neuyorker Gericht verhandelt. Angeklagt war ein Mann namens Hedberg. Er hatte in einem Wäschegeschäft zwei Hemden gestohlen. Bei der Vernehmung kam folgendes zutage:

Der geständige Angeklagte ist ein ehemaliger verdienter russischer General, nebenbei Doktor der Philosophie an der Pariser Sorbonne. Er war zuerst Bergingenieur, machte den russisch-japanischen Krieg mit, in dem er sich besonders auszeichnete und manche Dekoration empfing, und war im Weltkriege der Oberkommandierende der Automobilstreitkräfte Rußlands. Die Revolution warf auch diese Existenz aus allen Angeln. Hedberg bekennt selbst, daß er auf seinem Leidensweg in zahllosen Gefängnissen gesessen habe, bis es ihm gelang, mit seiner Familie unter den abenteuerlichsten Umständen und den grausamsten Strapazen aus Südrußland über Finnland nach Amerika zu entkommen. Hier versuchte er, sich eine neue Existenz zu gründen — aber vergeblich. Nach seiner Schilderung hat er mehr denn zwei Monate hindurch mit seiner Familie gehungert, bis er endlich keinen Ausweg mehr wußte und in dem Geschäft die zwei Hemden stahl, um von ihrem Erlös den Seinen wenigstens für einige Tage trockenes Brot zu schaffen.

„Zweiundzwanzig meiner nächsten Verwandten,“ so lauten seine eigenen Worte, „habe ich während der Revolution mit eigenen Augen sterben sehen. Nun bin ich auch am Ende. Wieder steht mir Gefängnis bevor — diesmal wegen einer entehrenden Tat. Ich kann nicht mehr . . . Sobald ich entlassen werde, werde ich meinem Leben ein Ende machen. Gott möge sich der Meinen erbarmen und besser für sie sorgen, als ich es imstande war . . .“

Ein Flugzeug ohne Propeller und Flügel

Der französische Ingenieur Chappedelaine hat das Modell eines Flugzeuges konstruiert, das weder Propeller noch Flügel hat und dennoch fliegt. Der Erfinder behauptet sogar, daß ein nach seinem Modell gebautes Flugzeug eine Stundengeschwindigkeit zwischen 1100 bis 1500 Kilometer aufzubringen imstande sein werde. Chappedelaine ist überzeugt, daß sein „Gyronteere“, wie er seinen planlosen Aeroplan getauft hat, die Flugmaschine der Zukunft sein wird. Sein Modell gleicht äußerlich einem gewöhnlichen Flugzeug. An den Seiten sind halbverdeckte Schaufelräder eingebaut, wie sie zum Antrieb der ersten Dampfschiffe verwendet wurden. Da für das kleine Modell kein entsprechender Motor in Frage kommen konnte, so bezog der Ingenieur bei den Probeflügen in seinem Atelier die Antriebskraft von einem kleinen auf dem Tisch stehenden Motor, der durch Drähte mit dem Modell verbunden war.

Die Räder erzielten dabei 7000 Umdrehungen in der Minute und trieben die kleine Maschine durch den Raum. Am Rande des Radkastens sieht man bewegliche Schließladen, die dazu bestimmt sind, je nach der Weite der Oeffnung das Flugzeug nach oben oder nach unten zu steuern. Der Erfinder hofft, die Schnelligkeit der Maschine noch dadurch steigern zu können, daß er nach dem Prinzip des Raketensystems die Auspuffgase des Motors benützt. Auch für den Fall eines Versagens der Motoren ist nach seiner Versicherung eine Gefahr ausgeschlossen, da die Schaufelräder, und Schließladen so konstruiert sind, daß sie als Fallschirm dienen können.

Gefährlicher Nachahmungstrieb

Der kindliche Nachahmungstrieb wäre mehreren Jungens aus Heide in Holstein beinahe zum Verhängnis geworden. Als tüchtige Ingenieure hatten sich die Jungen nach dem Vorbild des Opelschen Raketenwagens einen Miniatur-Raketenwagen angefertigt. Wie bei dem Modell waren hinten mehrere Röhren angebracht, die mit Pulver angefüllt waren. Zum Glück brachte niemand der Konstrukteure den Mut auf, die Fahrt in diesem primitiven Raketenwagen mitzumachen. Man begnügte sich damit, die Raketen zu entzünden und den Wagen „unbemannt“ laufen zu lassen. Tatsächlich schnellte der Wagen etwa 50 Meter nach vorn, dann gab es einen Knall und der Wagen wurde durch das explodierende Pulver buchstäblich auseinandergerissen.